

(Nachdruck verboten.)

## 56) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.  
Von Robert Schweichel.

Wie der helle Haufen von Bischofsheim an der Tauber heraufkam, erhob die Vorhut, die das Dorf Hächberg erreicht hatte, ein lautes Jauchzen und feuerte ihre Büchsen ab. Vor ihr, kaum eine Viertelstunde entfernt, lag im Goldglanz der sinkenden Sonne der Marienberg mit dem bischöflichen Schlosse. In vier Stockwerken erhob sich der stolze Bau, der sein großes längliches Rechteck von Osten nach Westen hinstrakte. Vier- und fünfstöckige Thürme mit verschiedenartig gestalteten Kuppelaufsätzen bildeten die Kanten, und in der Mitte des Schlosses erhob sich rund und schlank und die anderen Thürme überragend, der freistehende Verchfrit, in dessen verjüngtem Aufsatz hoch droben der Schloßwächter seine Wohnung hatte. Von dem Verchfrit flatterte das Banner des Bisthums, das im blauen Felde ein schräg schwebendes, von Roth und Silber quadrirtes Fähnlein an einer goldenen Lanze zeigte. An die westliche Schmalseite des Schlosses fügte sich, durch ein Thurmthor mit ihm verbunden, die etwas niedriger liegende Vorburg mit den Wohnungen für das Gefinde und die reißigen Knechte, den Ställen und Fruchtböden. Den Main und die Stadt auf dessen rechtem Ufer, denen das Schloß seine östliche Siebelseite zulehrte, verbarg der Marienberg den Blicken der Bauern. Seine im Süden steil abfallende Flanke krönte die gezahnte Umfassungsmauer, die wie eine Fortsetzung des Felsens ersahen. Eine breite Schlucht, die Kuhbachschlucht, sondert den Marienberg von dem St. Nikolausberge, zu dem von Süden her der große Guttenberger Wald heraufbringt. Durch diese Schlucht lief der Weg von dem Dorfe Hächberg zur Vorstadt von Würzburg, die zwischen dem Marienberge und dem linken Ufer des Main's sich entlang zwängt.

Auf diesem Wege wanderte einsam ein Weib. Es war die schwarze Hofmännin. Ungehindert gelangte sie in die hauptächlich von Fischern und Häckern oder Weinbauern bewohnte Vorstadt. Die Wache des festen Thores saß bei Kannen und Würfelbechern und achtete ihrer nicht. Es waren arme Handwerker, die für ihren Dienst von der Stadt entlohnt wurden, und es war Sonntag. Der Sonntag belebte auch die lange Burkharder Straße, die vom Thore unter dem Thor der Kirche gleichen Namens hindurchläuft. Es fiel wohl manch neugieriger oder verwunderter Blick auf die große, schwarze Gestalt, die mit gleichmäßigen Schritten, ohne Hast, ihren Weg verfolgte; jedoch ließ man sie unbehelligt gehen und sie selbst schaute nicht rechts, nicht links. Jenseits der kurzen, breiten Straße, die zur Mainbrücke führt, wandte sie sich links, die krumme Zeller Gasse aufwärts. Das Thor an ihrem oberen Ende war geschlossen. Ein Mann in Krebs und Eisenhut stand, auf seinen Spieß gelehnt, davor; seine Kameraden saßen auf dem Bänklein vor der Wachtstube. Jener rief ihr die Fragen entgegen, wohin sie wolle, wer sie sei?

„Hat der Thes ein Glück“, scherzte ein Graukopf, der auf der Bank saß. „Was ein feiner Fisch ihm ins Netz gegangen ist!“

„Laß' sie 'naus!“ rief ein Anderer. „Siehst doch, daß ihr Liebster im Schloß droben sie auf die Nacht erwartet.“

Alle lachten. Thes Merz, der Fischer, aber sagte: „Ich laß' Dich nit durch. Es hat vom Schloß gar so viel Kundschafter in der Stadt, und Du bist auch eine.“

„Wenn ich eine wär', würd' ich mich gar fein ausweisen können, oder einen andern Weg zum Schloß gewußt haben“, versetzte die Hofmännin, die ruhig dastand und des Spottes der andern nicht geachtet hatte. „Ich bin am Neckar daheim und wollt' mich draußen auf dem Tell bloß einmal umschauen, dieweil ich den Ort von Alters her kenne. Auf dem Schloß hab' ich nichts zu schaffen. Oder doch, wenn sie mich halt nur einließen.“

„Was dann? Was willst?“ fragten die andern, standen von der Bank auf und umringten sie.

„Künden wollt' ich ihnen, daß ihr letztes Stündlein nah' ist“, entgegnete sie aufwallend. „Denn die Rächer von Weinsberg sind da, die vom Odenwald und Neckar.“

„Der Göß? Der Meßler? Wirklich?“ riefen die Männer erregt.

„Sie schlagen just ihr Lager zu Hächberg; ich kam mit ihnen“, berichtete sie. „Gott sucht die Sünden der Väter heim bis ins vierte und fünfte Glied, und ich will draußen auf dem Tell ein letztes Mal beten, daß sein schwerster Fluch auf die da droben falle und sie zermalme. Kein Ritterschwert und kein Krummstab hält die Rache länger auf. Gott will es!“

Der Graukopf, der seines Zeichens ein Böttcher war, gab Mathäus Merz einen Wink und rief, während dieser die Hofmännin durch das Pförtlein im Thor hinaus ließ: „Lauf einer und kunds in der Stadt, daß der Göß da ist. Heiliger St. Kilian!“

„Ist die unheimlich“, äußerte der Fischer zu seinen Kameraden. „Mir dünkt, sie weiß einen Zauber, den sie gegen das Schloß brauchen will.“ Er schlug ein Kreuz.

Sich umschauend stand die schwarze Hofmännin auf dem Tell, wie die sanfte Erhebung des Bodens auf der nördlichen Breitseite des Schlosses genannt wurde. Hätte sie etwas von der Kriegskunst verstanden, so würden ihr die Bastionen, Laufgräben, Pallisaden und die durch Thürme geschützte Ringmauer dahinter gesagt haben, daß es wohl gar harte Arbeit kosten dürfte, „Unsere lieben Frauen Burg“ selbst von dieser noch am zugänglichsten Seite zu erobern. Es war in der That eine der festesten Zwingburgen und als eine solche hatte sie den Bischöfen seit Jahrhunderten gegen das durch seinen Weinbau schon früh zu Reichthum gelangte Würzburg und Ostfranken gebiet. Von Liebe und Vertrauen war zwischen beiden Theilen kaum je die Rede gewesen und der Ehrgeiz und die Habsucht des Krummstabes hatte die Kriegsfackel nur selten erlöschen lassen. Doch hatte die aufstrebende Bürgererschaft sich die Schadel stets vergebens an den Mauern des Schlosses eingerannt, das aus jedem Sturm nur fester hervorgegangen war.

Die schwarze Hofmännin prüfte jedoch das Schloß, von dem der Thurmkopf des Verchfrit allein noch in der Sonne glänzte, nur mit einem flüchtigen Blick. Sie schaute nach etwas anderem aus. Dort war es, etwas zur Rechten, gegen das Schottenkloster zu, was sie suchte. Mit langen, langsamen Schritten ging sie dorthin und startete auf die Stelle vor ihren Füßen mit einem Gesicht, aus dem alles Blut entwichen war. Ja, hier war es gewesen, hier hatten die Flammen des Scheiterhaufens den Geliebten, den göttlichen Jüngling verzehrt. Erst aber hatte er Zeuge sein müssen, wie seine beiden Unglücksgefährten, die mit ihm gefangen gelegen, durch das Schwert hingerrichtet wurden. Tag für Tag war sie zum Schlosse hinausgegangen und hatte vor dem Thor gelegen wie ein Hund und gewinselt, daß man sie nur ein einziges Mal den Geliebten sehen lasse. Immer aber war die „Wege des Bauers“ von den Kriegsknechten mit rohem Spott fortgejagt worden. Erst auf seinem letzten Gange hatte sie ihn wiedergegesehen, allein auch jetzt nur aus der Ferne; sein goldlodig Haupt hatte am Brandpfahl den Ring der Reifigen überragt, hinter dem sie stand. Seine blauen Augen hatten sie herausgefunden und ihr zugelächelt in den aufsprasselnden Flammen. Das schreckliche Bild hatte immer vor ihr gestanden; aber jetzt, an Ort und Stelle, ward es ihr in jedem Zuge zur gräßlichen Gegenwart, alle Schmerzen zerfleischten wie damals ihre Brust und mit einem gellenden Schrei warf sie sich auf den Boden und küßte ihn. Ihre Glieder zuckten.

Thränen lösten endlich den Krampf. Sie setzte sich mühsam aufrecht und weinte laut, in das Schluchzen der Nachtigallen aus der Ferne. Allmähig wurde auch ihr Weinen leiser, sanfter. Sie stützte die Arme auf die angezogenen Kniee und barg das Gesicht in den Händen. Und aus der augenblicklichen Stille und Leere der Er schöpfung tauchten Zug um Zug, Bild um Bild die Erinnerungen an ihre Liebe zu Hans Böheim auf. Sie durchlebte sie wieder Stunde um Stunde in allen Schauern und Wonnen die einzig glückliche, ach, so kurze Zeit ihres langen elenden Daseins. Spannen die Erinnerungen in einem Traum der Seligen sich fort?

Es fröstelte sie. Sie hob den Kopf. Es tagte. Sie langte nach ihrem Stabe und erhob sich mit seiner Hilfe mühsam vom Boden. Ihre alten Glieder waren steif. Breit und klar floß in der Tiefe der Main. Eine lange, steinerne Brücke,

die mit Bildsäulen von Heiligen geschmückt und in der Mitte durch ein eisernes Thor geschlossen war, führte zur Stadt hinüber. Gothische Thürme und byzantinische Klumpen ragten zwischen den Dächern in den lichter und lichter sich gestaltenden Himmel. Um das Schottenkloster strichen pfeifend die Schwalben.

Als die Greisin sich dem Schlosse zuwendete, streifte die Morgen Sonne die oberste Reihe der vieredigen Fenster, die Thurmknäufe glänzten wie Gold. Auf der Mauer hinter dem lichten Zaun, wie die Pallisaden genannt wurden, schritten Wachtposten hin und her. Die blutleeren Rippen der schwarzen Hofmännin krümmten sich verächtlich. Sie stieß ihren Wandersteden auf der Stelle, wo der Scheiterhaufen errichtet gewesen, mit aller Kraft in den Boden. Hier hatte ihre lange Pilgerfahrt des Elends begonnen, hier endete sie. Unstreitig hatten ihre Erzählungen von Hans Böhme, seinen Lehren und seinem Ende nicht wenig dazu beigetragen, das Feuer zu entfachen, das jetzt auch den Marienberg umzingelte. Der Bischof und seine Kleriker konnten dem Strafgericht Gottes nicht entriemen. Sie hatte es Gott abgerungen, endlich, endlich! Ihre Lebensaufgabe war erfüllt und ein Sehnen nach der Wiedervereinigung mit dem Geliebten im Jenseits dehnte ihr Herz. Sie würde ihm die Botschaft bringen, daß er gerächt sei. Ihren Stab als ein Malzeichen auf der Nichtstätte zurücklassend, entfernte sie sich nach dem Schottenanger zu.

Wendel Sipler hatte das Heer nur bis Tauberbischofsheim begleitet, von wo er nach Heilbronn zurückging. Hier sollte die Reform des Reiches vorberathen werden, während die Wäffen der Bauern es frei machten; hier nach dem Siege der Volksfache die endgiltig beschließende Nationalversammlung zusammenzutreten. Heilbronn bot dazu einen vortrefflichen Mittelpunkt. Wendel Sipler hatte sich zu Amorbach darüber mit Hans Barle und dem Mainzer Keller Weigand, seinem Freunde, verständigt. Schon von Amorbach aus hatte er an die um Würzburg sich sammelnden Haufen geschrieben, daß sie zu diesem Kongreß Abgeordnete nach Heilbronn schicken möchten, und auch an alle Haufen in Oberschwaben, Elsaß und Franken Botschaft in diesem Sinne gesandt. Er hatte auch Dr. Max Eberhard dazu eingeladen, indem er sich auf den Brief Florian Seyers an diesen berief. Im Falken, seinem gewöhnlichen Absteigequartier, wann er von dem nahen Wimpfen zu den Gerichtstagen nach Heilbronn kam, würde er ihn treffen.

(Fortsetzung folgt.)

## Spaziergänge eines Naturfreundes.

August.

Auf einem schmalen Grenzrain schlenderte Herr Tanzmann zwischen den leeren Stoppelfeldern dahin. Die Ernte war vorüber, zwischen den gelben Roggenstoppeln machte sich schon das Grün der Ackerwinden, der Queden und der durch Körnerausfall entstandenen neuen Roggenhalme bemerkbar, die Hafersfelder dagegen, die erst vor wenigen Tagen abgeerntet sein mochten, machten jetzt einen vollständig vegetationslosen Eindruck.

O weh, dachte Herr Tanzmann, das ist nun unser deutscher Sommer. Erst wartet man von Anfang März vier Monate lang, bis er kommt, und wenn er da ist, dann nehmen die Tage wieder ab und der Wind pfeift über die leeren Stoppeln.

Der Wind pfeift freilich nicht, sondern es herrschte eine vollkommene Stille. Es war sogar etwas schwül. Die Luft war mit Wasserdampf erfüllt, und am Horizonte hingen schwere weißgeadete Gewitterwolken. Nur an dieser Wetterstimmung konnte Herr Tanzmann den Hochsommer noch erkennen, denn auch auf dem grasigen Feldrain blühten nur solche Blumen, die noch lange dem Herbst widerstehen, die Schafgarbe mit ihren weißen Dolben, die blaue Cichorie, gelbes Habichtskraut und der weiße Kriechleie.

Die Felder endigten an einem welligen, schluchtenreichen Terrain, das mit kleinen Buschwäldchen besetzt war, die durch grüne Gründe und weiße Sandhügel von einander getrennt waren. Herr Tanzmann streifte mitten durch das Gebüsch hindurch, das bereits das dunkle Grün des Hochsommers zeigte und an dem Insektenfraß und Pilzbefall ihre Spuren hinterlassen hatten. Auf den Blättern der Espen waren große schwarze Flecke und das Laub des Spindelbaumes war von Raupen fast ganz zerfressen. Trotzdem regte sich noch immer die schaffende Kraft der warmen Jahreszeit. Die Eichenbüsche und die Faulbaumsträucher waren immer noch in kräftigem Wachstum und ihre Triebe entwickelten immer neue zarte Blätter. Allein die Früchte der Bäume und Sträucher begannen bereits zu reifen. Mit gelbrothen Beeren überschüttet, prangten die Ebereschen herrlich am Rande des Waldes, neben ihnen belebte der Hartriegel mit seinen grün-schwarzen, die Verberibe mit ihren ziegelrothen und der Schneeballstrauch mit

seinen jetzt gelblichen Früchten das Grün der Natur. Des Wanderers Augen ergötzen sich an diesem bunten Kleid des Waldes, der noch bei voller Sommerkraft doch schon die herrlichen bunten Insignien des Herbstes trug. Er versenkte sich in die Tiefen der Naturräthsel und in die Ideen der Menschen, die die Uebergänge wenig beachten und überall schroffe Gegensätze wünschen. In diese Gedanken vertieft, achtete er wenig des Weges, so daß er beinahe über die Menschen gestolpert wäre, die hinter einer breiten Haubuche lagen und Stat spielten.

Die Spieler, anscheinend gut situirte Leute, waren über die pföbliche Unterbrechung ihrer Hantirung sehr erboft und schrien ihn an:

Nanu, man sachte! Sie können wohl nicht kiesen, Mann?

Da kamen sie aber bei Herrn Tanzmann schlecht an. Dessen Gemüthsart war so beschaffen, daß er selten die Gelegenheit vorübergehen ließ, eine Derbheit zu sagen, besonders wenn sie sich so schön bot, wie hier. Er sagte also:

Was? Ihr wagt noch, Euern Mund aufzuthun, ihr hochläugigen Spieler! Ihr, die Ihr einem hier die Wege verstopft und die Luft mit Euerm insamen Gewerbe verpestet! Schert Euch damit in eine alte Spelunke, wo der Tag nicht hinscheint! Aber hier bei hellem Sonnenlicht den Gesang der Vögel mit Eurem „Null ouvert“ und „ich passe“ zu überschreien und die grüne Natur anzustaten, dazu gehört eine Portion Vandalismus, meine Herren, der mit dem Galgen bestraft werden sollte!

Ersprach's und ging wüthend hinweg. Die drei Herren sahen einander verdutzt an, als ob ein Irrsinniger in ihren Kreis getreten wäre. Dann aber kamen sie wieder zu sich und schickten dem Weggehenden eine Auswahl gebiegener Sonntagschimpfwörter nach: „Sie alter Zagle!“ „So'n Duffel!“ und andere mehr.

Herr Tanzmann eilte schnell weiter, ärgerlich auf sich und die heutige Kultur, und warf sich schließlich unter einer alten Eiche ins Gras. Der Himmel hatte sich mehr und mehr verschleiert und die Luft war noch schwerer und schwüler geworden. Der Wasserdunst umhüllte die ganze Natur mit einem dünnen, weißen Flor. Herr Tanzmann legte sich erschläft auf den Rücken und sah hinauf in die breite Krone des Baumes. Ein paar Eicheln, die noch grün waren, aber bereits ihre natürliche Größe hatten, fielen herab in Herrn Tanzmann's Gesicht.

Wohl mir, dachte dieser, daß die Eiche kein Kürbis ist, oder vielmehr keine Kokos- oder gar Seychellenpalme, denn wenn die einem eine Zentnernuß auf den Schädel wirft, dann ist man für immer von Kopfschmerzen befreit. Schade, daß es bei uns keine solchen Bäume giebt, denn dann würden selbst Statspieler mehr Interesse für den Baum haben, unter dem sie sich lagern, und der naturwissenschaftliche Sinn würde bedeutend wachsen!

Herr Tanzmann ruhte noch ein Weilchen aus und sah den Ameisen zu, die an dem bortigen Stamm der Eiche auf- und abgingen und da, wo ihre Wege sich kreuzten, einander mit den Fühlern betasteten.

In den Furchen der Borke hatten sich Raupen eingesponnen und auf den Blättern befanden sich hie und da kleine kugelförmige Wucherungen, die durch den Stich der Eichen gallwespe hervorgerufen worden waren. Danach sprang Herr Tanzmann auf und trabte weiter. Zunächst ging er an einem Grunde hin, dessen Gras jetzt vor dem zweiten Schnitt sehr hoch emporgeschossen war. Eine Menge Blumen, blaue Brunellen, rothe Rudolfsnelken, weißes Sumpferzblatt und vielfarbiger Augentrost schmückten das Grün des Grases mit bunten Flecken. Beim Vorübergehen schenkte der Wanderer eine Menge von Grashüpfern auf, die mit ihren weiten Sprüngen ein stetes knisterndes Geräusch hervorbrachten.

Als Herr Tanzmann wieder an den Rand eines neuen Buschwäldchens gelangte, erwarteten ihn hier reichbehängte Himbeer- und Brombeersträucher. Er nahm die Einladung zu dem lederen Mahle dankbar an, und das Bewußtsein, hier genießen zu können, ohne daß Angebot und Nachfrage den Preis bestimmten, ohne daß überhaupt von Preis und Geld die Rede war, erhöhte den Genuß, ganz abgesehen davon, daß die Waare zweifelsohne frisch und nicht durch die Fortschritte der Chemie verfälscht war. Einige Meter von den Fruchtsträuchern entfernt, standen ein paar alte stämmige Hollunderbüsche, deren bereits reife Beeren eine Schaar Singvögel angelockt hatten. Die sangen dort beim Schmause in allen Tonarten melodienreiche Lieder der Freude. Herr Tanzmann hätte gern mit eingestimmt, denn er war wieder eitel Lust und Wohlbehagen; aber Gesang war ja seine schwache Seite, das heißt, er war im Herzen voller Melodien, aber er brachte es nicht heraus, nicht einmal mit Pfeifen.

Die Sonne wurde jetzt immer matter, und am Südwesthimmel zog eine schwere schwarze Wolkenwand herauf. Ein paar Schwalben, die sich hier in die Gegend verirrt hatten, flogen tief am Erdboden dahin. Der Wanderer wurde von Fliegen und Stechmücken gepocht, die sich jetzt wie besessen auf seinen Händen und an seinem Halbe festsaugten.

O weh, sagte Herr Tanzmann zu sich, diesmal bekommen wir ein Donnerwetter, aber nicht zu knapp!

Und er sah sich nach irgend einem Unterschlupf um, fand aber nichts, da er bei Gewitter nicht unter einem hohen Baum Schutz suchen wollte. So blieb ihm nichts übrig, als sich dem Dorfe zuzuwenden, das etwa eine halbe Stunde entfernt am Ende einer langgestreckten Erbinne lag, die sich von dem hügeligen Terrain seitwärts abzog. Herr Tanzmann beeilte sich, denn er wußte, daß ein Ge-

witter sehr schnell heranzieht. Er fand denn auch bald einen sandigen Feldweg, der an den Kiefernhaiden vorüber nach dem Dorfe führte. Die Vegetation am Rande des Weges machte einen sehr dünnen Eindruck. Strohige gelbe Immortellen und staubige violette Rattestopfbüchsen hoben sich aus dem spärlichen grauen Gras und der Thymian bildete zwar schön purpurrothe aber doch niedere, magere, kreisrunde Polster. Von Zeit zu Zeit kam Herr Tanzmann an einer alten Silberweide vorbei, deren graue Blätter zu dieser öden Landregion vortrefflich paßten.

Die Wetterwand war höher heraufgezogen, und bereits ertönten die ersten die Luft dumpf erfüllenden Schläge des fernen Donners. Ein seltsames, trübes, phantastisches Licht gab der Natur ein unheimliches Aussehen. Herr Tanzmann ging in einen leichten Trab über, wobei der lose Sand wie Wasser von seinen Stiefeln rann. Nun führte der Weg mitten durch eine Kiefernhaide, hier wurde das Gras, durch den Schatten der Bäume beschützt, grüner, die dünnen Kiefern dagegen strömten, anstatt zu ersticken, eine Backofenhitze aus, die fast unerträglich war. Der Baumbestand war sehr lückenhaft, silberne Flechten umspannen die Stämme und die Zweige der Kiefern. Doch unter ihnen machte sich das Heidelkraut breit, dessen liebliche Blüthen sich nun erschlossen hatten.

Der Himmel wurde finsterner, und der Donner ließ sich lauter vernehmen. Herr Tanzmann rannte immer schneller, dabei schenkte er einen Neuhod auf, der schnell über den Weg setzte und wieder zwischen den braunen Stämmen der Kiefern verschwand. Kurz vor dem Dorfe verließ der Weg wieder den Wald und führte durch eine vollständig vegetationslose Sandwüste, ein Terrain losen Flugandes, das sich stetig ausdehnte und die Fluren ringsum begrub. Jetzt freilich lag der Sand ruhig da, es dauerte aber kaum eine Minute, so konnte Herr Tanzmann die Thätigkeit dieser kleinen Sahara beobachten. Die Wolkenswand rückte näher heran und ihr voran ging ein heftiger Windstoß, der rauschend über die Gegend strich. Wie mit Millionen Händen schüttelte er die Wipfel der Bäume, die Stengel der Blumen, die Halme der Gräser, und nun saßte er die Sandkörner und trieb sie als dicke Staubwolke vor sich her. Die ganze kleine Sandwüste war in wirbelnder wallender Bewegung, in der Herr Tanzmann wie im Pulverdampf verschwand. Und während die feinen Körner vom Winde weit weggetragen wurden, rollten die schweren surrnd am Boden hin, um an den umliegenden Fluren hängen zu bleiben und so das Terrain der Wüste zu vergrößern.

Nun kam das Gewitter heran. Der Donner wurde lauter, blendende Blitze durchzuckten die Luft in gebrochenen Strahlen und gellende Schläge folgten ihnen. Es fing an in großen Tropfen zu regnen. Nun fauste Herr Tanzmann in Karriere dahin, er wollte um jeden Preis mit dem Wetter um die Wette laufen und ihm zuvor kommen. Im Nu war er auf der breiten Dorfstraße angekommen, und nun ging es in mehr gestittetem Trab vorwärts. Er eilte an Mäzzen vorbei, die bereits mit braunen Hülsen behangen waren, an dichtkronigen Kastanien, unter denen grüne stachelige Früchte in Menge lagen, an Gehöften, an Gärten vorüber, in denen die Astern und Georginen schon blühten und die Kletterbohnen sich um drei Meter hohe Stangen rankten. Der Regen ward stärker und die Gewitterschläge dröhnten mit unaufhörlichem Knattern und Rollen. Bevor aber Herr Tanzmann das schützende Wirthshaus erreichte, hatte er noch ein Abenteuer mit zwei wild gewordenen Schweinen zu bestehen, die aus einem Bauernhofe ausgebrochen und von einer Schaar Weiber und der Dorfjugend verfolgt, Herrn Tanzmann gerade in die Beine getrieben wurden. Herr Tanzmann wollte die Thiere aufhalten, er saßte das eine am Ohr, es entließ ihm aber quickend, während der Wind ihm seinen Hut entführte, zum Gaudium der gesammten Zuschauerschaft. Herr Tanzmann rannte seinem Hute nach, holte ihn einmal schon ein und trat mit dem Fuße darauf, der Hut aber entwichte dennoch wieder, eilte weiter und blieb erst an der Thür des Wirthshauses liegen. Da hatte denn Herr Tanzmann nichts weiter zu thun, als dem treuen Gefährten seiner Fahrten zu folgen.

Curt Grottewig.

### Kleines Feuilleton.

— In den Marmorbrüchen am Pentelikon. Schon im griechischen Alterthum war der pentelische Marmor berühmt. Heute befinden sich die Marmorbrüche am Pentelikon im Besitz einer englischen Gesellschaft. Die Station derselben, Dionysion, liegt ungefähr in der Mitte einer ausgedehnten Fläche, deren Nord- und Südgrenze die Stammlinie des Pentelikon und des Stamatowuni bilden. Für 300 000 Drachmen hat die Gesellschaft das Recht erworben, überall Marmorbrüche, Straßen und Eisenbahnen, Wasserleitungen und Brunnen anzulegen, Häuser zu erbauen, Arbeiterkolonien zu gründen. In dem Stamatowuni arbeiten, wie die „Köln. Ztg.“ mittheilt, vom März bis Ende Juli in 6 Brüchen etwa hundert Arbeiter. Hier tritt der Marmor nicht als fortlaufendes Gestein auf, sondern in ungeheuren Blöcken bis zu 50 Kubikmetern und darüber, zwischen denen dann eine Erdschicht von braunrother Farbe liegt. Das Brechen der Blöcke geschieht noch auf die einfachste Weise mit dem Keil. Nachdem der Block, der in Angriff genommen werden soll, an der Oberfläche gereinigt ist und vom Vorarbeiter die nöthigen Weisungen über das Wo und Wie des Beginns gegeben sind, beginnen die Schläger je nach der Länge des zu brechenden Blockes

zwei und mehr Keillöcher zu machen, wagerechte oder schiefe Löcher von ungefähr 30 Zentimeter Länge, 10 Zentimeter Breite und 15 bis 20 Zentimeter Tiefe. In diese Keillöcher werden eiserne Keile gesteckt und in allen Löchern durch gleichzeitiges Eintreiben vorwärts getrieben, bis der Block sich überall gelöst hat, da die Löcher genau parallel dem Laufe der Ader gemacht sind. Am Stamatowuni werden auch die großen Blöcke für die Architraven des Parthenon gebrochen, der jetzt durch Erneuerung einzelner Theile vor der gänzlichen Zerstörung gerettet werden soll. Es sind Blöcke von ungefähr einem Meter Länge und über einen Meter Breite und Dicke. Siebt ein solcher Block unter dem Spighammer einen glodenreinen Ton von sich, dann hat er nirgends hohle Stellen. Das Kubikmeter des gebrochenen und roh behauenen Marmors wird einschließlich der Transportkosten für 150 Drachmen (Drachme = 67 Pf.) auf den Bauplatz geliefert. Bei außergewöhnlich großen Blöcken, wie denen für den Parthenon, wird ein besonderer Preis vereinbart, der mit der Größe wächst. Sobald die Bahn hergestellt ist, die eine direkte Verbindung mit dem Piräeus herbeiführen soll, wo die Blöcke von den Waggons bis an die am Staden liegenden Transportdampfer gebracht werden sollen, wird das Brechen in großem Maßstabe betrieben werden; denn Bestimmungen für das Inland und Ausland, besonders für Deutschland, sind reichlich vorhanden. Der Lohn der Arbeiter beträgt je nach ihrer Fähigkeit 3 bis 7 Drachmen; 7 Drachmen erhalten die Vorarbeiter und ersten Arbeiter, 3 Drachmen die, welche Reinigungsarbeiten vornehmen. Ringsum haben die Arbeiter sich Laubbütten errichtet, alle mit der Oeffnung nach Norden; in ihnen bewahren sie ihre Kleider, Brot und Speisen, Wasserkrüge und sonstige Sachen, die ihnen für den Tag unentbehrlich sind. Sie arbeiten täglich 9 1/2 Stunden. Abends wandern alle nach dem in einer romantischen Schlucht gelegenen einfachen, aber lustigen Blockhause, wo sie eine gemeinsame Schlafstätte finden. Das ist das Leben der Arbeiter; wohl leben sie in der frischen gesunden Vergnügung, aber die Sonne meint es im Sommer immer recht gut, und hat es geregnet, so entsenden die Sumpfe der marathonschen Ebene Miasmen, die das hartnäckigste Sumpffieber hervorrufen, das nur weicht, wenn der Befallene für einen Monat in die Brüche des Pentelikon geschickt wird. Bis dahin gelangen die Miasmen nicht; aber auch die Station Dionysion erreichen sie nicht. Die Hartnäckigkeit der Fieber hat auch ihren Grund in der schlechten Ernährung. Die Arbeiter essen die ganze Woche nichts anderes als eine Art Salat aus Zwiebeln, Knoblauch, Del und Essig, wozu in der gegebenen Zeit noch Tomaten kommen; da hinein wird das Brot getaucht. Dazu trinken sie meistens Wasser. Am Abend gehen sie vielleicht in die Schele des Blockhauses, dort bekommen sie aber auch nur Sardellen und Käse, selten Resinatwein, aber meistens Masticha- oder Uföknaps; ersterer wird aus dem Mastigbaume, letzterer aus den Weinreben bereitet. Fleisch essen sie nur an Sonntagen und hohen Festtagen.

### Literarisches.

— 1. — Alexander Roszkowski: „Sathr“, Kleine Humoresken in Prosa und Versen. Berlin 1898. Vita, Deutsches Verlagshaus. — Es ist nichts Bedeutendes, was der Verfasser seinem Publikum in dem vorliegenden Buche vorsetzt; meist sind es alte, abgebrauchte Einfälle, Karikaturen und Witzchen, die frisch aufgelegt werden und auf die verschiedensten Tagesneuigkeiten zur Verwendung kommen. Hin und wieder laufen auch einmal Verschen oder einige Prosaerzählungen mitunter, die zum Lachen zwingen, wie z. B. in „Moderne Inquisition“, „Der Studio“ und „Gymnastische Strophen“. Sonst aber sucht man das Humoristische in diesen Humoresken vergeblich.

### Medizinisches.

k. Künstliche Verdauung. Von dem Einfluß, den der Magensaft (das Pepsin) im Magen auf die Nahrung ausüben kann, ist im wesentlichen die Verdaulichkeit der letzteren bedingt, und diese ist wiederum von der größten Wichtigkeit für den Nährwerth der Nahrung. Um nun über die Vorgänge bei der Verdauung im Magen genau Kenntniß zu erhalten, hat man versucht, eine „künstliche“ Verdauung herbeizuführen. In erster Linie handelt es sich dabei darum, möglichst genau dieselben Verhältnisse, wie sie im menschlichen Magen bestehen, herbeizuführen. Dies ist durch die Benutzung eines sogenannten Brütrofens vollständig gelungen. Der Donner Professor Finkler hat nun eingehende Versuche über die künstliche Verdauung angestellt, deren Resultate er in der „Berliner Klinischen Wochenschr.“ mittheilt. Er benutzte dabei Tropen und es gelang ihm, bei richtig geleiteter künstlicher Verdauung etwa 99,54 pCt. dieses Eiweißkörpers zu peptonisiren. Um die Wichtigkeit der Resultate bei der „künstlichen“ Verdauung genau nachprüfen zu können, hat Finkler sehr interessante Versuche über die natürliche Verdauung des Tropens im Magen des Menschen gemacht. Eine Gelegenheit hierzu bot ein Mann, dem wegen einer schweren Speiseröhren-Erkrankung die Nahrung durch einen in den Magen eingeführten Schlauch zugeführt werden mußte. Es wurden dem Patienten 30 Gramm Tropen durch den Schlauch in den Magen gebracht, und der Inhalt desselben nach einigen Stunden wieder herausgewaschen. Die Untersuchung dieses „natürlich“ verdauten Tropens ergab dasselbe günstige Resultat wie die künstliche Verdauung, so daß man die Ergebnisse der letzteren über die vollständige Verdaulichkeit des Tropen als richtig ansehen darf.

### Aus dem Thierreiche.

— Es ist ein allgemein verbreiteter Volksglaube, daß alle Raupen giftig seien. Von einigen, die mit einem Haarpeiz versehen sind, steht es ja auch fest, daß sie bei der Berührung und namentlich, wenn die Haare an die Schleimhäute gelangen, recht bössartige Entzündungen hervorrufen können. Man führt diese Wirkung gewöhnlich darauf zurück, daß die Spitze des hohlen Haares in die Haut eindringt, dort abbrecht und eine in besonderen Drüsen erzeugte scharfe Flüssigkeit austreten lasse; der Vorgang würde also demjenigen entsprechen, auf dem die gefährliche Wirkung der Brenneffeln beruht. Die Versuche aber, die neuerdings ein französischer Forscher, Fabre, an der Raupe des Kiefern-Prozeßionspinneres und einiger anderer Schmetterlinge ausgeführt hat, lassen die Wirksamkeit der Raupenhaare noch in einem anderen Lichte erscheinen. Fabre fand, daß ein Aetherauszug aus dem Kothe dieser Raupe auf der Haut des Armes die charakteristische Entzündung hervorruft, die mit Anschwellung, Rötzung, Jucken, Verbrennungsgefühl, Aussonderung einer serösen Flüssigkeit und später Abschuppung der Oberhaut verbunden ist. Die Versuche führte Fabre in der Weise aus, daß er mit dem eingeengten Aetherauszuge getränktes Löschpapier auf seinen Arm legte und mit einem dichten Verbands umgab, der eine Nacht liegen blieb. Am zweiten Tage wurde die entzündliche Anschwellung stärker und ergriff die Tiefen der Muskelmasse, auch die Tropfenaussonderung nahm zu und das brennende Jucken steigerte sich dermaßen, daß Fabre ein Linderungsmittel (Vorar = Vaseline) anwenden mußte. Nach fünf Tagen hatte sich ein abscheulich aussehendes Geschwür gebildet. Erst nach drei Wochen ließ die Entzündung nach, die Haut bildete sich von neuem, aber die Rötze blieb bestehen; nach einem Monat empfand Fabre noch Jucken und Verbrennungsgefühl, das durch die Bettwärme gesteigert wurde. Die Rötze war erst nach drei Monaten völlig verschwunden. Entsprechende Entzündungserscheinungen werden nach Fabre hervorgerufen durch das Blut der Prozeßionsraupe, sowie durch einen ätherischen Auszug der Haare, während die Haare selber nach der Behandlung mit Aether keine Wirkung mehr ausübten. Ferner zeigte sich das Gift in der flüssigen Ausscheidung, die der junge Schmetterling nach seinem Ausschlüpfen aus der Puppe von sich giebt. Fabre schließt aus diesen Beobachtungen, daß das Gift ein Abfallprodukt des organischen Stoffwechsels sei, und er nimmt an, daß die Haare der Prozeßionsraupe bei dem Aufenthalt der Thiere in dem gemeinsamen, von Unrath erfüllten Neste, äußerlich vergiftet würden. Auch die anderen giftigen Raupen leben nach Fabre getrennt und einzeln lebende, wie z. B. die Bärenraupe, trotz starker Behaarung und trotz der Giftigkeit ihres Kothes unschädlich sind. Die Ausscheidung eines scharfen Stoffes von der oben geschilderten Wirksamkeit ist nach den Schlüssen, die Fabre aus seinen Versuchen zieht, allen Raupen (und jungen Schmetterlingen) gemeinsam. Aber auch bei anderen Insekten kommt er vor. Daß junge, aus der Puppe ausschließende Rosenläufer (*Cetonia*) eine Flüssigkeit von sich geben, die ebensolche Entzündung zu erregen vermag, wie der Giftstoff der Raupe, kann zwar nicht auffallend erscheinen, da die scharfen Ausscheidungen dieser Käfer längst bekannt sind. Bemerkenswerth aber ist es, daß Fabre im Kothe von Blattwespenlarven, Heuschrecken und Grillen denselben Giftstoff gefunden hat. Es scheint also, daß wir es hier mit einem ganz allgemein verbreiteten Insektengifte zu thun haben, und man wird sagen können, daß hier wieder die Wissenschaft einen alten Volksglauben bestätigt hat. —

### Aus der Pflanzenwelt.

■ Ein merkwürdiger Baum steht in dem Dorfe Brouaux in der Umgebung von Metz. Er wurde auf dem letzten Gartenbau-Kongress in Paris zum alleinigen Gegenstande eines Vortrages gemacht. Der Baum zeigt in überraschender Weise den Einfluß, den ein Pfropfreis auf den Mutterstamm zu üben vermag. Es ist eine Mispel, über 100 Jahre alt. Ursprünglich wurde er auf die Spitze eines Weißdorns gepfropft; diese beiden Baumarten sind sich belanulich nahe verwandt. Der Stamm des Weißdorns hat nun unterhalb der Pfropfstelle einen richtigen Mispelzweig getrieben, der sich nur in einiger Hinsicht von den Zweigen des eigentlichen Mispelstammes unterscheidet: einmal ist er mit Dornen besetzt wie ein Weißdornzweig, ferner trägt er nicht einzelne Blüten, wie es sonst bei der Mispel der Fall ist, sondern hat dieselben auf einer Stelle vereinigt; endlich entstehen aus diesen Blüten Früchte, die zwar wirkliche Mispeln sind, aber kleiner als diese und abgeplattet. Dieser Zweig hat nun aber wiederum einen Zweig getrieben, der noch merkwürdiger ist: seine Blüten gleichen Weißdornblüten, sind aber rosa gefärbt, und die Blätter halten in der Form etwa die Mitte zwischen denen des Mispelbaums und des Weißdorns. Ebenfalls unterhalb der Pfropfung hat der Stamm noch einen weiteren Ast hervorgebracht, der in der Nähe der Ansatzstelle ganz weißdornartig ist, sich aber nach seinem Ende zu vollkommen umwandelt, indem die Blätter wollig werden wie die der Mispel. Dieser Zweig hat bisher noch keine Blüten getragen. Der französische Botaniker Jouin hat von allen drei Zweigen Ableger genommen und will mit denselben noch weitere Pfropfversuche vornehmen. Eine interessante Frage ist es, ob der erstbeschriebene mispelartige Zweig gleich in dieser Gestalt aus dem Weißdornstamme entwachsen ist oder ob er ursprünglich ein Dornzweig war und sich nach und nach zum Mispelzweige umwandelte. Jouin nimmt das letztere an und glaubt, daß die anderen beiden

Zweige sich ebenfalls auf dem Wege einer solchen Umwandlung befinden, die nur noch nicht so weit gediehen ist als im ersten Falle. —

### Technisches.

— Seide aus Spinnenspäden. Die ersten Spinnenseidenmuster wurden der Pariser Sociéte entomologique aus Tamatava eingefandt. Das neue Produkt ist aus Madagaskar und wird aus den feinen Spinnenspäden der auf der Insel einheimischen Art „*Nephila madagascarensis*“ erzeugt. Diese Spinnenart ist sehr groß und heißt auf Madagaskar „Galabes“. Die Seidenmuster sind gelblich und haben einen Stich ins Goldglänzende. Wie aus einem älteren Reisebuche über Madagaskar hervorgeht, wird der Stoff auf eine sehr einfache Art gewebt, indem man nämlich die langen Späden aus dem Hintertheile der Spinne herborzieht und sie auf eine Spindel dreht. —

### Humoristisches.

— Eigenartiger Erfolg. „Aho Sie haben gefallen als König Lear?“

— Schauspieler: „Niesig, namentlich in der Wahnsinnszene. Im Publikum gab's nur eine Stimme: So was hätten sie noch nicht gesehen!“ —

— Bekanntmachung. Nachdem der Wind zu wiederholten Malen den Weg weiter abgebrochen hat, hat der wohlweiser Rath auf Anrathen des Bürgermeisters nunmehr am Kreuzwege eine bewegliche Tafel aufstellen lassen, bei welcher der Wind nunmehr keinen Schaden mehr anrichten kann.

Der Rath von Schöppenstedt. —  
(„Luft. Bl.“)

### Vermischtes vom Tage.

Y. Ein Arbeiter in Altona hatte sich gegen seine drei Töchter vergangen. Als ihn seine Frau anzeigen wollte, brachte er ihr lebensgefährliche Verletzungen bei. —

— Bei einem Brande in Ailenstein (Ostpreußen) kamen zwei Brüder in den Flammen um. —

— Dreißig Gebäude sind in Kleingärten bei Kalbe an der Milde bis auf den Grund abgebrannt. —

— Eine große Spinnerei bei Dörrach brannte am Freitag nieder. Zwei Personen wurden schwer verletzt, ein 28-jähriges Mädchen starb an den Folgen eines Sturzes. Der Schaden beträgt eine halbe Million Mark. —

— Ein Millionebauer von Neuhausen fragte in einer Münchener Kunsthandlung nach dem Preis verschiedener Bilder. Dann durchstieß er die Bilder und bezahlte sie. Auf diese Weise brachte er 2200 M. an. —

— Am Wiener Westbahnhof stieß ein Postzug mit einem Stadtbahnzuge zusammen. Vierzehn Personen wurden verletzt, zwei von ihnen schwer. —

— Bei Lyon ertranken sieben junge Leute in der Nähe von Frigny bei einer Bootfahrt auf der Rhone. —

— In einem Unfall von Wahnsinn erschöß ein Soldat in Spezia zwei Kameraden und einen Bauern. —

— Vier Matrosen verbrannten bei dem Feuer eines Logirhauses in Liverpool. —

— Der neuerbaute Kirchturm in Marosilje bei Arab stürzte kurz vor der Kreuzaufstehung ein. Bisher sind drei Tödt, sechs schwer und mehrere leichter Verletzte aus den Trümmern hervorgezogen worden. —

— In einer großen Dampfmaschine in Nishny-Nowgorod brach ein Feuer aus, das große Dimensionen annahm. Es wurden mehrere Holznieverlagen und Fabriken, sowie 80 Häuser des Vorortes Katsch eingäschert und vier Arbeiter und ein Feuerwehmann verletzt. Der Schaden beläuft sich auf etwa 1 1/2 Millionen. —

— Der russische Haringfang ist wegen der bisher betriebenen Raubfischerei in diesem Jahre außerordentlich schlecht ausgefallen. In Astrachan wurden 75 Kubel für 1000 Heringe gezahlt; auf dem Nishni-Nowgoroder Jahrmarkt stieg der Preis auf 100 Kubel und darüber. —

— Gewaltige Stürme und Wolkenbrüche wütheten im Gouvernement Ploeu. Eine große Anzahl Häuser wurde abgedeckt und fortgerissen. 23 Menschen wurden vom Blitze getödtet. —

— Im Hafen von Rumea schlug ein Boot um, das russische Matrosen von einem Feste nach ihrem Schiffe brachte. Alle vierzehn Mann ertranken. —

— Die „Wellingtoner Zeitung“ in Neu-Seeland brachte folgende Neuigkeit als Telegramm vom 17. Juni: „Das Meisttal der deutschen Wahlen ist die Wiederwahl des Herrn Reich und die Niederlage der beiden sozialistischen Reichstagsmitglieder Bebel und Krupp. Die Sozialisten haben 25 Sitze gewonnen. Wer Herr Reich ist, wird leider nicht gesagt.“ Die Zeitung mußte für diesen Unfuh mehr als 150 Mark zahlen. —